

Wolfgang Groe

Eine Erzählung aus Marktbreits Vergangenheit
von E. Heywang

Einleitung.

„Wenn diese Kirche erzählen könnte!“ sagte mein Begleiter, der mir die Pfarrkirche von Marktbreit zeigte und mir ihre Denkmäler, Gemälde und Bauteile erläuterte. O ja, sie müßte unendlich vieles berichten können von ihrem eigenen Werden und Wachsen; denn aus einem Guß ist sie nicht entstanden. Die verschiedensten Geschlechter der Vergangenheit haben an ihr gebaut, sie erweitert nach dem Bedürfnis der Gemeinde, der sie dienen sollte. Und so könnte sie unendlich vieles kundtun vom Leben und Geidehen des Dorfes, des Marktes und des Städtchens Marktbreit, auf das ihr Turm seit vielen Jahrhunderten in beschaulicher Ruhe herabblickt.

Und was könnte sie schließlich erzählen von Einzelschicksalen, die sich zu ihren Füßen anspannen, weiterzogen und vollendeten! In wie vielen dieser Lebenswege hat sie selbst, die altehrwürdige Pfarrkirche, eine hervorragende Rolle gespielt! Was wurde doch schon an Freude und Leid, an Hoffnung und Verzweiflung, an Jubel und Jammer durch jene jetzt nur halb geöffnete weite Doppeltür hereingetragen!

Ja, ja, wenn sie erzählen könnte!

Seit der gute, alte Führer diese Worte zu mir gesprochen, ist manch ein Jahr verflossen, und die Kirche ist mir selbst vertraut und heimatisch geworden. Je heimeliger mir aber das eigenartige, fast wunderliche Gotteshaus wird, um so mehr weiß es mir zu erzählen. Denn es ist nicht, wie der alte Mann damals meinte: Sie kann wirklich erzählen, ganz laut und vernehmbar. Aber wir Menschen haben die Ohren nicht, die solche Sprache hören, wie ja auch unsere Augen stumpf geworden sind für unzählige Dinge und Züge. Was nicht mit großer Bordinglichkeit ins Auge springt, daran sieht es vorüber.

Wie viele der Gotteshausbesucher von nah und fern sahen schon oder sahen nicht die alte Fahne unter der Orgelempore! Wie ist nur diese hier hereingekommen? Was soll sie bedeuten? Im Volksmund heißt sie die Schwedenfahne und Pfarrer Wilhelm Lehmus erzählt in seiner Geschichte Marktbreits, ein schwedischer Offizier namens Georg Riemenschneider aus Oslar habe sie im Jahre 1632 hierhergebracht; er sei hier gestorben und in der Kirche beerdigt worden. Seine Fahne aber habe man an besagte Stelle gebracht, wo sie seither verblieben sei.

So wahrscheinlich dieser Bericht klingt, da er doch mit der Volkslegende zusammenstimmt: ist er nicht richtig. Und eine genaue Prüfung des alten Kriegszeichens hätte Pfarrer Lehmus eines besseren belehrt. Steht doch auf der Fahne ganz deutlich der Name dessen, der sie einst sein eigen nannte:

„Wolfgang Groe“.

Es soll hier nicht untersucht werden, wie die falsche Überlieferung entstand, der Lehmus folgte. Der Hauptmann Wolfgang Groe hat vor dem großen Krieg von 1618—1648 gelebt, der hernach wie kein anderes Ereignis die Phantasie der Menschen erfüllte. Groe aber war ganz aus dem Gedächtnis verschwunden, so wurde aus seiner Fahne eine Schweden-

fahne, und an seine Stelle drängte sich der schwedische Hauptmann Niemenschneider.

Noch weiter bemächtigte sich die Seele des Volkes der geheimnisvollen Fahne und knüpfte an sie ein Gewebe von Sagen und Prophezeiungen eigener Art. Da sie unter der Orgel hängt und wohl nie von dem Platze entfernt wurde, so machte der Volksglaube aus der Tatsache ein Muß: Die Fahne muß an dieser Stelle bleiben. Und wenn sie jemand mit frevler Hand entfernen will, so fängt die Orgel von selbst zu spielen an. — Bewegt sich aber das stark zerstilliſſene und zerſchossene Tuch, so wird in kurzer Zeit ein Krieg ausbrechen.

So die Sage.

Welche Bewandtnis aber mag es in Wirklichkeit um die Fahne, welche um ihren Besitzer Wolfgang Groe haben? Oft schon habe ich dieser Frage nachgeforscht, gesucht und gegrübt, Bücher gewälzt und Alten durchforscht. Aber eine alle Räthel löſende Antwort wurde mir bis heute noch nicht. —

So sitze ich denn nun wieder in den ersten Kirchenbänken und schaue voller Sinnen hinüber zu der geheimnisvollen Fahne. Wie gerne möchte ich sie befragen über all das, was sie erlebte. Es läßt sich ja so gut hier sinnen und suchen. Das Tosen der Gegenwart, das Knattern und Rattern, das Rennen und Rasen dringt nicht in die weihevollen Räume des Gotteshauses. Was mich draußen umflutet, das ganze Leben der Zeitzeit, ist versunken und verschwunden. Und auf der Schirmwand des feelischen Auges erscheinen Bilder eigener Art, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen in Gewändern und Trachten, wie sie Albrecht Dürer einst zeichnete. Aber die Menschen, die diese Kleider umhüllen, es sind Menschen von Fleisch und Blut wie heute, Menschen mit gleichen Freuden und gleichen Sorgen, wie sie um uns und mit uns leben.

Ein Festtag.

Es geht hoch her in Marktbreit. Ein Festtag der Einweihung eines Neubaues findet heute statt. Das M a i n t o r ist vollendet und soll nun seinem Zweck übergeben werden. Schmuck und stolz steht es neben dem Rathaus, diesem wunderbaren Bau, der auch erst rund 20 Jahre alt ist. Es ist nun seines größeren Nachbars würdiger als das morsche Tor, das zuvor an der gleichen Stelle stand. Und es muß gesagt werden: alle, die berufen waren mitzutun und zum Gelingen des Werkes beizutragen, sie haben ihren Stolz darein gesetzt, daß das Ganze würdig und dem Rathaus ebenbürtig werde. Alle vom Bürgermeister Nikolaus Groe und seinem Stadtrat über die Baumeister, die Zimmerleute, die Dachdecker die Maurer, bis zu den Steinmeißen und Handlangern, alle haben gewetteifert, daß auch das Tor jedem Fremden gleich künde: Marktbreit ist ein Ort des Fleisches, des Aufstieges, der Wohlhabenheit. Handel und Wandel blühen. Wo ist mainauf und mainab ein Markt so jung an Jahren — es sind erst 42 Jahre, seit Georg Ludwig von Seinsheim dem Ort das Marktrecht erworben hat — wo ist ein Markt, der sich mit Marktbreit messen könnte?

Diesen Stolz bringt nun neben dem Werk Klaus Beringers, dem Rathaus, auch der Torbogen Groes zum Ausdruck. Es kündet jedem Eintretenden, jedem Fremden, sei er fahrender Schüler, Kaufmann oder Bettler: hier ist eine Marktgemeinde, die Kraft fühlt und eine schöne Zukunft vor sich sieht.

Kränze und bunte Blumen schmücken nicht nur den Neubau selbst, sondern die ganze Umgebung. Und Fahnen und reiche Teppiche an Giebeln und Fenstern künden, daß die ganze Einwohnerschaft teilnimmt an dem Freudenfest.

Gewiß kostet der Bau ein tüchtiges Stück Geld, und es ist den Bürgern und Bauern des Ortes durchaus kein Kinderspiel, die große Last zu tragen und zu mindern. Aber heute, am Tage der Freude, schweigen alle diese sorglichen Bedenken. Das Werk ist vollbracht; des ist alles froh.

In den Gassen und Straßen der Stadt ist ein Gewoge und Gedränge wie wohl nie seit Bestehen des Ortes Niedernbreit, seit 20 Jahren Markt Breit genannt. Männer in reichen Kleidern, Ratsherren, Kaufleute, tüchtige Handwerksmeister und wohlhabende Bauern schreiten in bunten Gruppen, fröhlich plaudernd durch die Stadt. Frauen und Kinder in reichen Gewändern mischen sich unter sie. Überall ist Leben und Lust.

Am lebendigsten aber ist es wohl in dem Haus, das dem Rathause schräg gegenüber liegt, dem „Wirtshaus zur Krähe.“ In seinen Räumen ging es hoch her. Nicht nur, weil die vielen Fremden nach Aßung und Trunk verlangten und Klaus Groes Gasthaus dem Maintor zunächst lag, sondern vor allem, weil drüben im Stadthause auf der großen Bürgerdiele der letzte, aber längste und schönste Teil des Festaktes begonnen hatte: der Festanz. Da lag die Wirtschaft zur Krähe besonders günstig. Mit flinken Füßen mußten fleißige Mädchen ständig hinüber eilen, um den vielen Tanzenden zu bringen, was sie an Speise und Trank verlangten. Und die „Krähe“ war durch die Gediegenheit ihrer Bedienung weithin bekannt.

Ihr Besitzer, der jetzige Bürgermeister, rechnete sich mit Stolz zu den angesehensten und wohlhabendsten Bürgern des Marktes. War er doch der Enkel des weithin bekannten älteren Klaus Groe, des ehem. Bürgermeisters, den sie droben in dem Hofe vor der Kirche vor rund 50 Jahren (1548) in der Reihe der Ratsherrengräber beerdigt haben. Obwohl nun bereits über ein Lebensalter seit seinem Tode verstrich, spricht man noch heute von ihm und röhmt voller Ehrerbietung seine Klugheit, Umsicht, Wahrsichtigkeit und Kraft. Und der Sohn war sich wohl bewußt, der Erbe eines solchen Mannes zu sein. Er wußte den überkommenen Schatz an Vätertugend und Familienehre zu wahren und zu mehren. Und darüber wacht nun mit Eifer und Treue der neue Besitzer, wieder Nikolaus Groe genannt, den die Wahl der Mitbürger wieder zum ersten Bürgermeister bestimmte.

Es fällt als Wirt wahrlich nicht leicht, allenthalben das Richtige zu tun. Wenn sich die Männer der Stadt bei ihm zum geselligen Gespräch versammeln, so kommt es auch wohl einmal vor, daß der eine oder der andere dem Weine oder dem Bier in etwas zu hohem Maße zusprechen will. Da bietet er selbst Einhalt und weigert sich, dem Unmäßigen weitere Getränke zu verabreichen, unbekümmert darüber, ob sich der Gast ärgert und seine Gaststube meidet, unbekümmert auch darum, ob dadurch seine Einnahme und sein Gewinn geringer wird. Ein Groe will nicht reich werden durch die Untugenden der Mitmenschen, die das Wort Gottes geißelt.

Darum auch duldet Groe nicht, daß in seiner Wirtschaft häßlicher Zank ausbreche oder schandbare Worte, Wiße und Boten belacht und über die

Tische gerufen werden. Sein Haus ist ein anständiges Haus, in dem jeder Ehrenmann ohne Bedenken ein- und ausgehen kann. Und die Ehre seines Namens ist dem Writte heiliger und wertvoller als Geld und Gut. Wie könnte er anders auch die Ehre beanspruchen, Bürgermeister der Stadt zu sein?

Und wie der Wirt, so ist seine ganze Familie. Die Wirtin, die muntere Frau, ist weithin bekannt durch ihre Freundlichkeit. Gerne geht sie auf einen harmlosen Scherz ein und hell erklingt ihr frohes Lachen durch die etwas zu kleine Gaststube, obwohl sie doch die Fünfzig bereits überschritten hat. Ihren kindlichen Frohsinn hat sie sich gewahrt. Es ist darum nur zu begreiflich, daß der ernstere, gemessenere Gastwirt voll Stolz und Freude auf seine Frau blickt und manchesmal denkt: „Wie recht tat ich doch, daß ich sie damals heimführte und nicht den Einflüsterungen folgte, die mir die reiche Tochter Hans Wegners als Ehegefährtin anraten wollten. Gewiß war meine Hanne an irdischen Schätzen arm. Aber wo ist eine, die reicher ist als sie an Schätzen der Seele und des Gemütes?“

Das alles ist nicht nur in Niedernbreit, sondern in allen Orten der Umgebung wohl bekannt. Und wer nach Marktbreit kommt, um zu kaufen oder zu verkaufen, der versäumt selten, die Wirtschaft zur Krähe zu besuchen, es müßte schon sein, daß die Zeit hierzu fehlt.

Es ist unter solchen Umständen kein Wunder, daß auch die vier Kinder der Eheleute, die nun bald selbst ins Leben hinaustreten werden, allenthalben den besten Namen haben.

Nikolaus, der älteste, ist bereits vierundzwanzig Jahre alt, und mancher Vater eines hoffnungsvollen Mädchens denkt, wenn er den schmucken jungen Mann mit den leuchtenden Augen vorüberschreiten sieht: „Wie wohl wäre mein Kind geborgen, wenn dieser sie zu seinem Ehegemahl erküren würde. Er besucht die hohe Schule und will Gelehrter werden, ist aber zur Zeit daheim, um seine Ferien zu genießen.“

Heute, wo Festgäste aus allen Orten der Gegend da sind, wird Nikolaus oft mit dem zweiten Sohne, dem neunzehnjährigen Wolfgang Wilhelm verwechselt. Das ist nun durchaus nicht zu erstaunen. Sehen sich doch die beiden so ähnlich, daß selbst Marktbreiter sich zunächst besinnen müssen: Ist es nun der ältere oder der jüngere. Ja, im Zwielicht kommt es sogar dem Vater vor, daß er „Wolfgang“ sagt, wenn Nikolaus hereintritt.

Und die Ähnlichkeit der beiden Brüder zeigt sich nicht nur im Gesicht, am Auge, am Haar, nicht nur im Wuchs und Gang, sie ist auch da im ganzen Wesen. Beide sind echte, stolze Groe, gerade und ehrlich wie der Vater, munter und klug wie die Mutter. Und noch ein Erbe haben sie beide gemeinsam vom Vater; sie sind beide etwas herb, rechthaberisch und im ersten Augenblick des Gegensaßes von außen schnell aufbrausend. Jedoch wenn der Zorn verrauscht ist, geben sie beide gerne die Hand zur Versöhnung. Unrecht möchte keiner von ihnen tun.

Gerade in dieser Hinsicht besteht aber zwischen den beiden Brüdern ein kleiner Unterschied. Wolfgang der jüngere, ist noch etwas stolzer als sein Bruder. Darum auch wird er leichter gereizt und kommt hernach weniger leicht wieder ins Gleichgewicht. Wenn irgend etwas den Spiegel seiner Seele trübt, eine Meinungsverschiedenheit, ein Zank, eine Auseinandersetzung, so trägt er wohl dem Partner nichts nach, aber mit sich selbst hat er zu tun, bis die See beruhigt ist. Wenn er auch längst das Wort

der Verbrüderung gefunden hat, im Innern geht es noch lange weiter, weil der Grund des Wassers bei ihm weit stärker aufgewühlt wird als bei Nikolaus.

Neben den beiden starken Sprossen des Groegeschlechtes blühen den wackeren Wirtsleuten noch zwei holde Blumen, zarte Jungfrauen, die eben ihre Jugendblüte in schönster Unmut entfalten, die Barbara und die Anna. Die älteste der beiden nähert sich dem Ende des achzehnten Lebensjahres, Anna hingegen hat eben 16 Venze erlebt, übertrifft aber ihre ältere Schwester bereits an Reiz und Schönheit. „Die leibhaftige Mutter,“ sagen die Alten an den Tischen, wenn sie geschäftig vorbeihuscht. „Genau so wie die Anna sah die Mutter aus, als sie als Jungmädchen durch die Gassen huschte.“

Die Söhne wie die Töchter haben heute allerdings recht wenig von der Freude des Festes. Ihnen fällt es wie den Eltern zu, dafür zu sorgen, daß die Gäste hüben und drüben sich ohne Hemmung dem Genuss der Feier hingeben können. Wohl hat der Bürgermeister-Wirt eine ganze Reihe von Gehilfinnen für die Arbeit eingestellt, wohl hat die lebensfrohe Mutter ihren Kindern erlaubt, auch einmal ein Tänzchen mitzuwirbeln, wenn es die Arbeit erlaubt; aber es sind der Gäste soviele, daß selten, selten die Möglichkeit gegeben ist, in den Reihen der Tänzer und Tänzerinnen einzutreten.

Am meisten gelingt es noch Wolfgang. Fast jedesmal, wenn die Pflicht ihn über die Straße hinüberführt, hinauf zum Bürgersaal, — oder es ist noch etwas anderes, das ihn hinzieht? — fast jedesmal weiß er es zu bewerkstelligen, daß er wenigstens einmal das Tanzbein mitschwingen kann. Natürlich läßt sich auch Nikolaus nicht zweimal heißen. Und wenn die beiden Mädchen so sittsam und artig aufgefordert werden, doch dem Bittenden die große Freude eines Tanzes mit ihnen zu gewähren, so können sie doch nicht immer „Nein“ sagen, besonders Anna nicht, die heute zum ersten Male beim öffentlichen Tanze mithüpfen und mitspringen darf.

Jedoch wir vergessen, Wolfgang zu beachten, ob nicht irgend eine besondere Kraft ihn hinaufzieht auf die Rathausdiele. Wohl ist das Belauschen nicht gerade ziemlich, aber wen reizt es nicht, hie und da die Augen etwas besser zu öffnen, um zarte Geheimnisse zu entdecken, und wenn es ihm gelungen ist, befriedigt schmunzelnd vor sich hinzusagen: „Dacht' ich mir's doch!“

So etwa kann es uns gehen, wenn wir unseren Wolfgang etwas genauer beachten. Zu Anfang des Tanzes allerdings werden wir kaum etwas erkennen können. Aber — tanzt er nun nicht bereits zum zweiten Male mit der schönen Christine Lehrlein, der Müllerstochter? — Und wirklich, wie er jetzt wieder herüberkommt, es ist während eines Tanzes, da sucht er den ganzen Reigen ab, bis sein Auge sie findet. Und wie er sie gefunden hat, da geht es ihm wie der Frau im Gleichnis, die sich mehr über den wiedergefundenen Groschen freute als über die neun anderen, die ihr zur Hand lagen. Auch er freute sich mehr über Christine als über neun andere Mädchen, die eben am Eingang standen und darauf warteten, von irgend einem Burschen zum Tanze abgeholt zu werden. Wohl erfaßt er noch rasch eine der harrenden Jungfrauen und schwingt sie die wenigen Takte bis zum Ende des Tanzes. Aber mit Späherauge verfolgt er

zwischendurch die Christine, um sie sofort wieder für den folgenden Tanz zu gewinnen.

Wir haben genug gesehen und brauchen nicht ferner Beobachter eines lieblichen Geschehens zu sein. Es ist ja das Recht der Jugend in diesem Alter, Freude am anderen Geschlechte, Freude an einem Wesen des anderen Geschlechtes zu haben, zarte Fäden hinüber und herüber anzuknüpfen, so die Lust am Leben, die Lebensbejahung zu steigern und in den schönsten Hoffnungen zu schwelgen, — solange solches in allen Ehren geschieht. Und daß bei den Kindern des Frähenwirtes nur ehrsame Anknüpfungen möglich sind, das wissen wir ja ohnehin. — —

Als der Abend kam, verließen die auswärtigen Gäste nach und nach Marktbreit, um wieder ihren heimatlichen Dörfern zuzustreben. Damit hörte aber das Fest noch nicht auf. Als die Tore der Stadt geschlossen waren, gingen Musik und Tanz noch fort, nun nur für die Einheimischen, die während des Tages aus Rücksicht auf die Fremden nicht ganz nach Wunsch zum Zuge gekommen waren.

Nun gab es für die Gastwirtskinder allmählich auch weniger zu tun; die Helferinnen konnten die Bedienung allein bewältigen. Nur ab und zu mußte eines der Geschwister bereit sein zum Aushelfen, damit auch die Mutter, die den ganzen Tag die Kasse bedient hatte, ausspannen konnte. Die Kinder vereinbarten nun, daß jedes je eine halbe Stunde das Geschäft übernehmen wolle, und zwar in der Reihenfolge des Alters.

So kam zunächst dem Nikolaus die Pflicht zu, in der Gaststube neben dem Vater tätig zu sein. Nach ihm stellte sich pünktlich und frohgemut Wolfgang ein.

„Du kannst nun hinüber zum Tanz. Meine Zeit ist's jetzt“, rief er dem Bruder zu, der sich nicht zum zweiten Male heißen ließ und in wenigen Augenblicken verschwunden war.

Warum war Wolfgang so munter? Ach, er hatte eben ein Erlebnis, ein seliges Erlebnis gehabt, ein erstes Ereignis, das sein ganzes Wesen wie ein Lebenstrank durchrieselte. — Als seine Zeit gekommen war, hatte er eben wieder mit Christine getanzt. „Ich muß nun hinüber, um Nikolaus abzulösen,“ hatte er zu ihr gesagt.

„Ach, ich bin so erheitzt; ich begleite dich ein wenig hinaus“, war ihre Antwort gewesen.

Der Jüngling war nicht wenig erstaunt. Er hatte in dieser Begegnung gewiß mehr gelesen, als in ihr enthalten war. Sie hatte ihm unschuldig und ohne Bedenken den Arm gegeben und mit ihm den Tanzplatz verlassen.

Draußen war es stockdunkel und menschenleer. Als sie an die Tür des Groehauses gekommen, da hatte er sie plötzlich trotz allen Widerstrebens um die Hüfte gefaßt und rasch auf ihren warmen, weichen Mädchenmund geküßt. All das war so schnell geschehen, daß weder Wolfgang noch Christine sich Rechenschaft hätten geben können, wie es gekommen war.

Sie hatte nur ausgerufen: „Wolfgang! ?“ und war ihm wie ein Wiesel entlaufen.

Im seligen Nachgefühl dieses Augenblicks war er in die Gästestube gekommen. Er hatte das Empfinden, als hätte er den Himmel erstürmt, als fliege er durch die Luft, als sei der höchste Gipfel mit der weitesten und schönsten Fernsicht erreicht.

Armer Wolfgang! Wie rasch sollte dein Kartenhaus einstürzen, deine Wonne sich in wildes Weh wandeln!

Als auch seine Zeit der Aushilfe um war und Barbara zur Ablösung zurückkam, konnte er es nicht erwarten, auf den Tanzplatz zu kommen, um seine geliebte Christine wieder zum Tanze zu führen und womöglich mit ihr einen einsamen Spaziergang durch die Stille der Nacht zu machen. Ja, seine Geliebte, denn sein Herz brannte lichterloh. Es war der schönen Müllerstochter ganz und gar verfallen. Und schon träumte er sich mit ihr hinauf auf die abgelegenen Wege beim Friedhof und am Steingraben.

Mit zwei Schritten stürmte er die Treppe hinauf, seinem Glücke zu, wie erwähnte.

Er spähte saalauf und saalab. Wo war Christine? Nirgends konnte er sie sehen. War sie etwa nach dem Kusse heimgeeilt, um dieses holde Erlebnis als Schlüß des Festes zu bewahren und sinnend und träumend im Mädchenstübchen nachzukosten?

Das konnte er sich jedoch kaum denken. Einmal war es zum Heimgehen zu frühe, und dann wußte sie doch sehr wohl, daß er in einer kurzen halben Stunde wieder komme; er hatte es ihr doch gesagt. Aber sie war nirgends zu sehen. Obschon er den ganzen Saal umkreiste, konnte er sie nicht aufspüren.

Wohin war sie gegangen?

War sie etwa beim Tanz unwohl geworden? Mit Sorgen überkam ihn dieser Gedanke.

Er wollte Gewißheit haben. Jemanden fragen?! Durfte er das? Bedeutete dies nicht ein Preisgeben, ein Verraten seines jungen Glückes, seines süßen Geheimnisses! Und doch, es blieb ihm ja gar nichts anderes übrig. In der dunklen Nacht konnte er sie nicht suchen. Dazu waren zu viele Möglichkeiten denkbar.

Da kam ihm ein Weg in den Sinn. Er wollte hinauf zum Breitbach, wo ihres Vaters Mühle stand, um zu sehen, ob sie daheim sei.

Jedoch, was wollte er der Tormwache am Pförtchen sagen? Würde die ihn ohne triftigen Grund jetzt noch hinauslassen? Und dann wußte er ja auch nicht, wo sie schlief. Ein Licht in der Mühle konnte ihm nicht künden, ob sie daheim sei oder nicht. Es konnte das Licht der Magd, das Licht des Mühlene knechtes sein. An ein beleuchtetes Fenster klopfen, das durfte er erst recht nicht; damit hätte er sich wohl am vollständigsten verraten.

Je mehr er nachdachte, desto weniger kam er zu einem Ziel.

Also mußte er doch irgend wen fragen. Halt! Den Bruder! Der würde sicher schweigen. Und ihn konnte man ja das Geheimnis ruhig ahnen lassen.

Aber wo war er? Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er auch ihn im ganzen Bürgersaal nicht gesehen hatte. Drüben konnte er doch bestimmt nicht sein, sonst hätte er ihn sehen müssen. Und was hätte es auch nützen sollen, gerade ihn zu fragen? Wie sollte er bei der immer noch großen Zahl der Tänzer wissen, was irgend ein ihm gleichgültiges Mädchen macht?

Da sah er auf dem Musikanternpult den Christoph Weizzen, der bei seinem Vater oftmals im Tagelohn die Weinberge hatte. Wenn der etwas wußte, der würde ihm sicher Auskunft geben und — im übrigen schweigen. Er kannte ihn ja so gut.

Gedacht — getan.

„Hör, Christoph, hast du nicht gesehen, ob die Lehrleins Christine schon heimgegangen ist? Hat sie vielleicht der Vater geholt?“ flüsterte er dem Flötenbläser ins Ohr.

„Nein,“ entgegnete dieser, der gleich eine schwache Ahnung hatte, was die Frage etwa bedeuten könne, in gleicher Stimmstärke, „nein, geholt wurde sie nicht. Ich sah sie jedoch vor einer Viertelstunde mit deinem Bruder Nikolaus die Treppe hinabgehen.“

„Mit meinem Bruder?“

„Ganz bestimmt mit deinem Bruder, wenn du es nicht etwa selbst warst. Man kann euch ja verwechseln, wenn man nicht genau hinsieht.“

„Das war aber vor fast drei Viertelstunden!“

„Nein,“ entgegnete Christoph nun ganz bestimmt, „es ist kaum eine Viertelstunde.“

Sinnend schritt Wolfgang der Treppe zu. „Mit meinem Bruder?“ dachte er. „Sollte er sie auf ihren Wunsch zu mir führen? Hat sie mich etwa verfehlt? Bin ich zu hastig herübergestürmt, daß ich sie nicht bemerkte? — Da müßte aber doch mein Bruder wieder zurück sein. Wo steht er nur?“

Eine bange Ahnung stieg in ihm auf, eine Bangigkeit, die er sich nicht erklären konnte. Wie ein flügellahmer Vogel schritt er langsam die Treppe hinab. Als er vor der Türe des Rathauses stand, griff er sich nochmals an den Kopf, der ihm zu zerspringen drohte.

Ohne zu überlegen, was er eigentlich tun wollte, wankte er unsicher und ziellos die Hauptstraße hinauf den Wegen am Friedhof zu, in deren Einsamkeit er sie für sich hatte entführen wollen. Was aber wollte er jetzt dort, er allein? Sein Herz war so von Furcht und Bangen bellemmt, daß ihm war, er müsse trotz seiner 21 Jahre weinen, weinen wie ein kleines Kind.

Wußte er, was ihm bevorstand?

Er kam in der Anlage an die Mauer. Die Stille tat ihm wohl und ließ ihn langsam zur Besinnung kommen.

Als er aber weiterschritt, da vernahm er mit einem Male Laute, unzweideutige Laute, Liebesgeflüster — Küsse. Er schlich näher: Da standen hinter den Holunderbüschchen — Nikolaus und Christine in innigster Umarmung.

Wie ein Wahnsinniger stürzte sich Wolfgang auf die beiden und riß mit einem wilden Aufschrei: „Christine!“ das Mädchen an sich.

„Hierher gehörst du! Du bist mein! Mein seit einer Stunde!“

„Wolfgang“, rief der so jäh überraschte Bruder, „Wolfgang, was tust du? Wie kommst du dazu? Laß Christine los!“

„Sie ist mein, mein auf immer!“ schrie der jüngere. „Nie mehr gebe ich sie heraus. Du wolltest mir sie ablisten.“

„Wolfgang! Laß Christine los! Sie ist meine Braut und war noch nie dein. Noch nie!“

„Deine Braut?“ schrie Wolfgang wie ins Herz getroffen. „Das lügst du!“ Und indem er das hinausheulte, ließ er das Mädchen fahren, stürzte sich aber in voller Wut auf den Bruder, um ihn zu züchtigen.

Was nun geschah, läßt sich kaum beschreiben, so schnell lief alles ab. In wildem Anmauel wälzten sich die beiden Brüder, die bis dahin einen

ernsten Streit noch nicht gehabt, am Boden und schlugen auf einander ein. Christine, die versucht hatte, sich zwischen sie zu drängen, um den Unfrieden zu verhüten, war zur Seite gestoßen worden und lag jammernd und klagend am Rande des Weges.

So endete für die Brüder der Festtag, der so schön für die Gemeinde verlaufen war.

Die Aussprache.

Es war für die Familie des Bürgermeisters, vor allem aber für die Brüder ein Glück gewesen, daß ihr heißes Handgemenge sich fern von allen Häusern abgewickelt hatte. Wohl hatten die Nächtwohnenden, die bereits daheim waren, die paar Rufe dumpf vernommen. Da hernach aber alsbald Ruhe eingetreten war, hatten sie angenommen, es seien Festteilnehmer, die ein paar Freudenjauchzer ausgestoßen hatten. Sie hatten sich in ihren Betten herumgedreht und weitergeschlafen. So blieb der böse Bruderstreit verschwiegen. Und die Brüder warenslug genug, ihn nicht auszuposaunen. Noch weniger sprach natürlich Christine davon.

Indessen für die beiden Brüder, die unter einem Dache hausen sollten, konnte mit einer derben Prügelei die Sache nicht erledigt und ausgetragen sein.

Die nötige Aussprache konnte auch nicht auf sich warten lassen; bereits am andern Morgen fand sie statt.

Schlaf brachte die kurze Nacht natürlich beider, ja, allen dreien nicht. Aber während Nikolaus die Zusammenhänge nach und nach klar wurden, indem er im Bett darüber nachdachte, nahm Wolfgang an, der Bruder habe tagsüber gewiß gesehen, daß er mehrmals mit Christine getanzt habe. Da habe er, Nikolaus, auch Wohlgefallen an der Dirn gefunden und sei dann in der halben Stunde heimlich, heimlich an Christine herangetreten, um sie für sich zu gewinnen und sie ihm, dem ersten, abspenstig zu machen. Daß er, Wolfgang, sie bereits halb erobert gehabt hatte, das schloß er daraus, daß sie ihn unaufgefordert vom Tanzplatz bis zur Haustür begleitet hatte. Das hätte sie doch nicht getan, wenn ihre Neigung bereits dem Bruder gehört hätte. Denn ihre Begründung, daß sie erhielt sei und etwas an die Luft wolle, hatte er gleich als eine jener Entschuldigungen beurteilt, die man sich selbst und anderen zum besten gibt, um die eigentlichen Gründe des Tuns zu verschleiern und sich vor allem vor sich selbst zu rechtfertigen, als ob man anders gar nicht handeln könnte.

So gingen die Gedanken bei Wolfgang recht wirr durcheinander und er erhob sich am Morgen kaum mit friedfertigerem Gemüt, als er sich am späten Abend gelegt hatte.

Das war auch darum begreiflich, weil er sich als den Besiegten, den Überlisteten betrachten mußte, dem die teure Beute abgejagt worden sei. Der sein Ziel erreicht hat, ist allemal weit mehr zu Frieden, Versöhnung und Verständigung geneigt, als der andere, der das Nachsehen hat.

Am Morgen blieb Wolfgang nicht zu Hause, in aller Frühe eilte er hinaus an das Ufer des Mains, um sich dort den Hergang zum so und sovielten Male erneut zu überlegen.

Nikolaus merkte den heimlichen Weggang. Da im Hause noch alles still war, fiel es ihm leicht, ebenfalls unbemerkt zum Haus und zum Tor des Marktes hinauszukommen, um dem Bruder nachzueilen. Er tat das

mit größter Sorge. Kannte er doch die Art seines Bruders, bei jeder Auffregung im Innern weiterzugraben, weiterzurütteln und dadurch dies Abklingen zu verhindern.

So befürchtete er das Allerschlimmste und eilte dem Bruder auf dem Fuße nach.

Ob seine Befürchtungen ganz unbegründet waren, vermag kaum berichtet zu werden. Jedenfalls war Wolfgang in seinem Innern eher zerrissener als gestern abend.

Eine Weile betrachtete der ältere den Bruder von ferne. Als er aber sah, wie er mit einem Male geraden Schrittes auf das Wasser zuging, statt sich der Breitbachbrücke zu nähern, rief er ihn an: „Wolfgang, Wolfgang, was hast du vor?“

Erschrocken wendete sich der Bruder um.

Als er den Rüfer erkannte, stand er zunächst unschlüssig. Dann erwiderte er: „Warum schleichst du mir nach? Ist es dir nicht genug, daß du meines Lebens Glück zerstörtest?“

„Ich ging dir nach, Wolfgang, weil ich dein Bruder bin. Ja, trotz alledem dein Bruder!“

Wolfgang wehrte ab und wies ihn mit der Hand weg.

„Ja, dein Bruder!“ fuhr dieser aber mit Nachdruck fort. „Ich muß mit dir sprechen. Wir waren doch gestern eigentlich dumme Jungen.“

„Läß mich in Ruhe!“ rief der Gefräßte. „Wozu diese Leichenreden zum Tode meines Glückes. Du hast es ja doch erschlagen. Du — du — Kain!“

„Wolfgang, Wolfgang!“ rief der Bruder betroffen. „Was sagst du? Kain? Ich? Höre mich doch an!“

„Ich will nicht. Gehe deines Weges!“

„Wolfgang, du mußt mich anhören. Es ist ja ganz anders, als du denkst.“

„Was ist anders? Hast du mir nicht heimtückisch die Geliebte entwendet?“

„Wolf, du kennst mich doch bereits lange genug. Hast du ein mal, ein einziges Mal Heimtücke bei mir feststellen können?“

„Da wendete sich der Hocherregte erneut langsam um. „Nein, Nikolaus, — nein! Bisher nie! Aber gestern warst du es. Oder warst du es auch gestern nicht?“

„Bruder,“ erwiderte Nikolaus in aller Ehrlichkeit und Wärme, deren er nur fähig war. „Nein, auch gestern nicht, wenn es dir auch so erscheinen mag.“

„Erscheinen mag? Seit Monaten, seit Jahren klopft mein Herz in der Brust, wenn ich Christine sah, und ich wußte selbst nicht recht, was in mir vorging. Gestern mit einem Male beim Tanz mit ihr wurde mir alles klar. Ich könnte geradezu die Minute bestimmten, die Stelle des Saales, wo es geschah. Und so schnell, so schnell brachtest du meinen Himmel zum Einstürzen. Nein, Klaus, nein, läß mich reden,“ wehrte er dem Bruder, der erwidern wollte. „Jetzt kann ich's. Vielleicht kann ich's in 5 Minuten nicht mehr.“

„Ich weiß ja gut, wie alles kam. Als ich fühlte, was in mir vorgegangen war, da suchte ich es Christine begreiflich zu machen. Und glaube mir, ich bin nicht so dumm, ich merkte wohl, daß sie mir nicht abgeneigt

war. Sie wäre sicher bereit gewesen, mir das Wort zu geben. Der Ton der Stimme, der Blick des Auges, alles und noch viel mehr verriet mir, daß auch in ihr eine Saite erklungen sei, die der meinen entgegenschwang. Und dann — und dann kamst du. Und sie überlegte. Du bist der ältere, du studierst, wirst ein Gelehrter und ein vornehmer Herr. Was aber bin ich? Was werde ich? Vielleicht einmal Gastwirt, vielleicht auch das nicht. Und so wendete sich die Fahne, die Windfahne — nach deiner Seite. Und du hast gewiß nicht gesäumt, ihr beim Drehen tüchtig nachzuhelfen."

„Wie konnte ich wissen, . . .“ wollte Nikolaus einwenden.

„Wie du wissen konntest? Natürlich hattest du tagsüber gesehen, wie es uns beide zusammenzog. Natürlich hast du da überlegen können, welchen Wert das Mädchen hat und was es als einzige Tochter mitbringt. Da war dein Ziel rasch gefaßt und — ich mußte ausgebissen werden. Und du sahst auch, daß schnelles Handeln nottat. Denn heute, glaube mir, heute wäre es zu spät für dich gewesen. Das merktest du wohl. Darum benutztest du heimtückisch die halbe Stunde, da ich das Feld räumen mußte, um mich auszubeißen. O Gott, es ist dir nur zu gut gelungen.“

„Ach, Bruder, in welches Netz von Scheingründen spinnst du dich ein. Es ist ja alles ganz anders, als du es denfst und zusammenspinnst.“

„So, alles ganz anders? Weißt du denn, daß mich Christine freiwillig begleitete, als meine Halbstunde gekommen war? Weißt du, daß sie sich vor der Tür — — — küssen ließ?“

„Nein, Bruder, das hat sie mir nicht gesagt, das letzte nicht. Und ich kann es kaum glauben. Aber laß dir nun doch auch einmal sagen, wie alles ist. Du hast Christine seit Wochen und Monaten lieb, ohne daß du es selbst weißt. Ich liebte sie, so lange ich mich erinnere und — sie mich. Aber nicht ohne daß wir es wissen. Als der Grundstein zu dem neuen Maintor gelegt wurde, gestanden wir uns bereits die Liebe. Jetzt weißt du, was sonst niemand wußte. Wenn sie gestern so gerne mit dir tanzte, so geschah das doch mit meinem Willen, damit ihr euch als Bruder und Schwester, die ihr doch werden sollt, näher kommt. Wie konnte ich ahnen, daß solch ein verderbliches Feuer in dir entbrennen konnte! Und wie sie dich begleitete, da wollte die Schlaue — mich abholen. Überlege doch, ob es nicht so ist! Und nun noch der Kuß! Hast du den nicht geraubt? Nicht? Überlege doch genau! Hat sie auch dich geküßt?“

Nun weißt ich auch, was sie mir sagen wollte. Als wir durch die dunklen Wege schritten, da sagte sie auf einmal: „Klaus, ich muß dir etwas Schweres sagen.“ Es kam nicht dazu, weil du gleich dazwischen kamst. Da wollte sie mir sagen, daß auch du sie liebst, daß du sie geküßt hast. Sie fühlte recht deutlich, daß das zum Verhängnis werden könnte.“

„Zum Verhängnis, zum Verhängnis!“ stöhnte Wolfgang. „Es ist schon da. — Bruder, dir tat ich Unrecht. Verzeihe mir! Ich wußte ja all das nicht. Ich deutete ja alles nur so, wie ich es wünschte. Ich allein bin schuld. Ich allein. Aber du kennst mich. Laß mich allein! Ich muß allein sein. Gehe, gehe!“

Klaus wollte zunächst nicht. Da drängte ihn Wolfgang hinweg.

„Bedenke, daß du der glückliche Besitzer dessen bist, was mir das Liebste auf Erden ist!“

„Wolf, wirst du keine Torheit begehen . . . keine . . .?“

„Klaus, ich bin ein Groe!“ antwortete er stolz.

Da wandte sich Nikolaus und ging langsam heim. So schieden die beiden Bürgermeistersöhne. — — —

Zum Essen kam Wolfgang nicht, er kam den ganzen Tag nicht.

Da zogen Sorgen und Kummer in das Haus zur Krähe ein.

Es verging der zweite Tag. Der älteste Bruder mußte nun alles berichten. —

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebte nun die Familie Tag um Tag, Woche um Woche.

Ein Leid hatte er sich nicht angetan. Dessen waren sie gewiß. Sie bauten auf das letzte Wort, das er seinem Bruder zugerufen: „Ich bin ein Groe!“ Und ein Groe tut seinem Namen und seiner Familie keine Schande an.

Was aber hatte er unternommen?

Der brandenburgische Werber.

Wolfgang war zunächst ziellos umhergeirrt. Heim wollte und konnte er nicht. Wohl sah er recht gut ein, daß sein Bruder an der ganzen Verwicklung und dem Streit unschuldig gewesen. Aber er konnte es nicht verwinden, ihn neidlos im Besitz zu wissen. Noch weniger aber mochte er Christine wiedersehen. Er wußte jetzt recht wohl, daß sie für ihn verloren, auf alle Zeiten verloren war. Das Herz aber läßt sich nicht so rasch befehlen. Darum aber wollte er sie vorerst nicht wiedersehen. Er fühlte deutlich, daß die Glut in seinem Herzen nur noch höher aufflammen würde, wenn er sie wieder mit den Augen des Leibes erblicken müßte.

So war ihm vorerst nur das eine klar: heim konnte er jetzt nicht. Er mußte Marktbreit meiden.

Andererseits aber zog es ihn auch mit unendlicher Gewalt hin nach dem Orte, wo die Eltern und die Schwestern wohnten, nach dem Orte, wo er eine so glückliche Jugend verlebt hatte, nach dem Orte, wo — sie weilte. Es zog ihn hin, wie es die Fliege zur verderbenbringenden Flamme zieht.

In erregten Stunden sagte er sich, er sei ein Tor gewesen, daß er das Feld so kampflos geräumt habe. Vielleicht hätte er die Ersehnte seinem Bruder doch noch streitig machen können. Vielleicht hätte der Bruder doch noch eingesehen, daß es besser sei, ihm die Umstrittene zu überlassen.

Eingesehen? Was nützt in diesen Dingen das Einsehen? Sah er nicht auch ein, daß sein Bruder der rechtmäßige Besitzer, wenigstens der bevorrechtete Besitzer sei! Ist dadurch sein Herz befriedigt, von Christine abgelenkt worden?

Und bedeutet Rückkehr nicht ewigen Bruderzwist?

So pendelte sein Herz hin und her. Einmal trieb es ihn weit in die Ferne, hin über Land und Meer. Dann aber zog es ihn wieder zurück, hin zur Heimat und zur Geliebten.

So irrte er im Lande einher, bald da, bald dort. Ruhe aber fand er nirgends. Einige Zeit war er in Ansbach und arbeitete als Druckergehilfe; dann war er in Nürnberg, dann wieder in Bamberg, in Nördlingen, schließlich wieder in Nürnberg. Aber zur Ruhe kam sein Herz nicht. Immer schwebte die Eine, die Unvergleichliche vor seinen Blicken.

Ja, zuletzt wurde die Sehnsucht so groß, daß er sich vornahm, noch einmal nach Marktbreit zurückzukehren, sie noch einmal zu sehen und dann — nun, was dann kommen sollte, wußte er selbst nicht. So brach er denn auf und wanderte über Fürth, Neustadt und Bibart der Heimat zu.

Nicht weit von Marktbreit liegt, ebenfalls am Main, der Flecken Steft, der zu der Markgrafschaft Ansbach gehört. Der hochbetagte, kinderlose Markgraf Georg Friedrich war erst vor kurzem zu Besuch in seinem lieben Mainstädtchen.

Heute ist wieder Besuch da, jedoch anderer. Ein Offizier mit Gefolge hat sich eingefunden, jedoch keiner von Ansbach, sondern einer von Berlin, der neuen Hauptstadt des Kurfürstentums Brandenburg, dessen Herrscher Joachim Friedrich ein Neffe Georg Friedrichs ist. So hat der Brandenburger beim Onkel mit Leichtigkeit die Erlaubnis erwirkt, in der Markgrafschaft Leute zu werben.

In buntestem Aufzug sind die Soldaten, der Offizier und seine Gehilfen in Steft eingezogen. Marktschreierisch haben sie der Bürgerschaft durch Trommelwirbel und Aufruf verkündet, daß es heute in der markgräflichen Brauerei Freibier gebe, das der Offizier bezahle. Gleichzeitig werde ein Offizier erzählen, wie es beim Heere zugehe und wie jeder junge Mann, dem die Heimat zu eng werde, in Ehren zu hohem Ansehen, Reichtum und Würde kommen könne.

Als der Abend kam, füllten sich natürlich die Räume der Brauerei mehr als sonst. Gedrängt saßen sie aneinander, die Bürger und Bürgersohne des Ortes und harrten der Dinge, die ihnen verkündet werden sollten. Schon hatten sich etliche Soldaten unter die Gäste gemischt und rühmten sich, wie reich sie seien, bestellten prahlreich Bier nach Belieben für sich und die andern, ließen auch ihre bunten Waffenkleider bewundern und ließen dadurch die Spannung bei den Wartenden aufs höchste anwachsen.

Da trat der feingekleidete Offizier herein, und nach ihm kam ein zweiter Soldat, der nicht weniger hübsch ausstaffiert war. Musiker und Trommler folgten, und schließlich kam noch ein Soldat mit riesiger Mappe.

Der Offizier kündete nochmals an, daß er alles Bier bezahle und gekommen sei, um unternehmungslustigen jungen Leuten den Weg in die Zukunft, ins große Leben, in die Welt zu weisen.

Nun fingen Trommler und Musiker an, eine flotte Heerlagermusik, die weithin ins Städtchen drang, ertönen zu lassen. Sie lockte immer noch neue Gäste herbei. Längst war in der geräumigen Stube kein Plätzchen mehr frei. Vor Fenstern und Türen stauten sich die Neugierigen, unter denen sich auch manch ein Mägdlein blicken ließ. Sollte doch angeblich nach der Werbung ein froher Freitanz folgen.

Und nun stieg der zweite Soldat in dem feinen Anzug, der eigentliche Werber, auf ein Bierfaß und sang an zu erzählen von seiner armelosen Vergangenheit daheim im kleinen Dorf, wo er Gänse gehütet habe. Recht trüb schilderte er seine Jugend, in der er nichts zu sehen und zu hören bekam als seine Gänse und deren Geschnatter. Gelernt hatte er auch nichts und hätte es doch so gerne getan. Wohl hatte er sich emporgearbeitet bis zum Großknecht. Aber wieder habe ihm etwas das Leben vergällt.

Als er bis dahin gekommen war, trat ein wegbestaubter Wanderer in den Saal und setzte sich, kaum beachtet, in eine dunkle Ecke. Der Redner

merkte die kleine Störung ebenfalls nicht und fuhr in seinem Berichte fort.

Er hatte ein hübsches Mädchen zur Braut erkoren; da mußte er erleben, daß ein anderer ihm die Erwählte wegnahm, als er eben meinte, am Ziele zu sein. Und dieser andere war sein eigener Bruder.

Der neue Gast in der Ecke horchte auf.

Da war es ihm, dem Redner, zuwider, das Glück der beiden, das sein Glück hatte werden sollen, mit anzusehen. Und da kam ein Werber. Kurz entschlossen habe er sich anwerben lassen und so sein großes Glück gemacht.

Und nun schilderte er in den buntesten Farben das Leben als Soldat, dem kein anderes auf der Erde gleich sei. Der einzige freie Mann der Welt sei der Soldat. Er erlebe jeden Tag etwas anderes, etwas Neues. Die ganze Welt sei sein. Essen und Trinken habe er wie ein Graf, nein, noch mehr. Und bei den Frauen sei der Soldat der einzige, dem niemand widerstehen könne. Das mußte man dem Redner lassen, er verstand es, den Hörenden das Leben als Soldat recht herrlich zu schildern.

„Aber,“ fuhr er fort, „das schönste habe ich noch nicht erzählt. Das schönste ist der Krieg.“ Und nun erzählte er hiervon, vom Lagerleben, vom Umherziehen, vom Plündern und Schwelgen, von Abenteuern und Siegen aller Art, von Lust und tollen Streichen ohne Ende, daß die Burschen gar nicht mehr aus dem Lachen herauskamen. Und manchem von ihnen lief das Wasser im Munde zusammen vor Verlangen nach einem ähnlichen Leben.

Schließlich kam er noch mit dem letzten Trumpf: Er war Offizier, er der Gänsejunge, er der Leibeigene, er der Knecht. Ein Herr war er, mehr Herr als irgend ein Graf oder ein Ritter. Die haben ja die Vorgänger Joachim Friedrichs an die Bäume knüpfen und baumeln lassen, aufknüpfen lassen durch sie, die Soldaten.

Als einer dazwischenrief: Wieviele deiner Kameraden aber sind schon im Kriege erschossen oder zu Krüppeln gehauen worden? Da wußte er recht schlagfertige Antwort. Wer sei so feige, meinte er, und fürchte sich vor jeder Kugel? Zudem sei nicht immer Krieg. Und auch im Frieden habe der Soldat das flotteste Leben. Aber am schönsten sei es gerade im Krieg, wo die Welt dem Soldaten gehöre und wo es dem Soldaten sicher immer noch besser gehe als den Bürgern und Bauern, denen alles genommen würde. Und die Zahl der Fallenden sei im Kriege auch nicht so groß, wie der Bauer daheim denke. Er selbst habe schon drei Feldzüge mitgemacht und sei noch nie verwundet worden. Albrecht Achilles, der vor etwas mehr als 100 Jahren die Mark Brandenburg regierte, habe auf 100 gezählten Schlachtfeldern gefochten, ohne einmal verwundet zu werden. Dem Tapferen gehöre die Welt. Und wer Mut habe und offene Sinne und klaren Verstand, der hau sich immer durch.

Dazu komme noch, daß das Soldatenleben keine ewige Qual sei, wie die immer gleiche Arbeit im Feld, Stall und in der Werkstatt. Wohl gäbe es manchmal auch tüchtige Anstrengung, aber hernach sei oft auf lange Zeit alle Plackerei und Schinderei vorbei, und der Soldat führe dann ein reines Schlaraffenleben.

Und Geld? Geld habe der Soldat immer. Er bekomme ja seinen hohen Sold, brauche sich um nichts zu sorgen und habe immer was er brauche, soviel, daß es ihnen jetzt z. B. ein Leichtes sei, das Bier aller

Anwesenden zu zahlen. (Das log er natürlich, das mußte die Kriegskasse des Kurfürsten berappen; aber ihm paßt es jetzt in den Plan, also fügte er es mutig und ohne Bedenken bei.)

Als er nach beinahe zweistündigem Bericht, dem alle aufmerksamier zugehört hatten als mancher kurzen Predigt, endlich schloß, da rief der Werbeoffizier:

„Nun, ihr jungen Leute, wer von euch will sich solch ein Leben verschaffen? Wer von euch will einmal solch ein Herr, ein Offizier werden wie er und ich? Heute ist euch das möglich. Kommt her und lasst euch hier vom Schreiber in die Liste eintragen. Wer unterschreibt, der wird Soldat. Und wer es wird, der erhält sofort ein Handgeld von 10 Gulden. Wer sich heute nicht eintragen will, der kann es noch morgen und übermorgen tun. Solange sind wir noch da. Bedenkt, daß die Gelegenheit nicht immer gegeben ist. Es kann zehn und mehr Jahre dauern, bis wir oder andere Werbeoffiziere wieder hierher kommen.“

Jedoch es blieb vorerst alles still. Nur nach und nach setzte ein Gemurmel ein, das teils Beifall, teils Ablehnung bedeutete.

Da erhob sich der fremde Guest in seiner Ecke und rief: „Ich gehe mit. Mich schreibt ein. Mich, den Wolfgang Groe von Marktbreit.“

Alles wandte sich nach dem Sprechenden um. Alles staunte ihn an; denn schon lange war das Gerücht auch nach Steft gedrungen, daß der zweite Bürgermeistersohn aus der Wirtschaft zur Krähe verschwunden und verschollen sei.

Von allen Seiten erschollen Zurufe. Feder wollte etwas wissen. Er schwieg auf alle Fragen. Erhobenen Hauptes schritt er zu dem Schreiber und sprach:

„Schreibt mich ein! Ich unterschreibe.“

Langsam sagte er ihm vor, was er zu schreiben habe. Im Saale war es so still, daß man die Gänsefeder knirschen hörte. Wolfgang unterschrieb, warf die Feder hin und verschwand, wie er hereingekommen war.

Nach Marktbreit aber ging er nicht, so nahe er seinem ersehnten Ziele gekommen war.

Jedoch erfuhren seine Angehörigen bald, daß sich Wolfgang in Steft habe anwerben lassen und wohl bereits auf dem Wege nach der Mark Brandenburg, nach Berlin, sei. War das auch nicht die Rückkehr, so war es doch der eine Trost, daß er noch lebte und es ihm gut gehe. Sie wußten nun wenigstens, wo sie ihn in ihren Gedanken suchen mußten.

Die Heimkehr.

Jahre um Jahre waren dahin. Für Wolfgangs Vater, den Bürgermeister, waren es Jahre treuester Sorge und umsichtigster Führung für das Wohl der Stadt. Schon vor Erbauung des Maintores hatte er für die Verschönerung und Verbesserung der baulichen Anlagen in weitestem Maße gesorgt. In den Jahren 1596—1597 hatte er die Kirche erweitern und ihren Turm erbauen lassen. Gleichzeitig wurde der Breitbach sorgfältig mit Mauern eingefasst. Bereits im Jahre nach Wolfgang's Weggang hatte er die Ratsstube bemalen und vergolden lassen. 1603 alsdann wurde durch ihn am Bach ein neues Gemeindebadehaus errichtet. Alle diese Werke aber hatte er gekrönt durch die Erbauung des schönen Schulhauses

zwischen der Kirche und dem zweiten Pfarrhaus im Jahre 1607. Die Einweihung desselben am Martinstage des gleichen Jahres gestaltete sich zu einem ganz besonders eindrucksvollen Fest, das lange Gesprächsstoff für die Bewohner des Ortes und der Umgebung blieb.

Auch in anderer Hinsicht sorgte er für das Wohl seiner Gemeinde wie kaum ein Bürgermeister vor und nach ihm. Gewerbetreibende, die bisher im Orte gefehlt hatten, suchte er herbeizuziehen. So kamen durch ihn herein: ein Nagel- und Messerschmied, ein Büchsen- und Goldschmied, Schlosser, Gerber, Glaser, Büttner, Seiler, Kappenschneider und Zuckerbäcker. Indessen nicht wahllos ließ er die Handwerker zuziehen. Wer nicht Zeugnisse ehrlicher Geburt, freien Standes und bester Führung unter Benennung zweier Zeugen beibringen konnte, dem gestattete er den Zuzug nicht. Dennoch vermehrte sich die Zahl der Haushaltungen um rund 20 auf 268 (im Jahre 1613). Die Straßen wurden nach der Richtschnur angelegt, soweit solches möglich war, damit sie leidlich gerade wurden. Ältere Gebäude, die dabei hinderlich waren, wurden eingelegt und der Ordnung gemäß wieder aufgebaut. Einer Anregung der Herrschaft entsprechend, ließ er die Dungstätten, soweit es nur möglich war, von den Straßen entfernen. So wurde der Ort unter Groes umsichtiger und weiser Leitung zusehends sauberer, einladender, freundlicher. Und es war wohl auch als Anerkennung hiefür gedacht, daß Johann Erkinger von Seinsheim am 29. Mai 1608 in seinem Marktbreiter Schloß mit Gräfin Walpurga von Eberstein seine Hochzeit abhielt.

Aber auch Sorgen in Hülle und Fülle brachte das Amt für den ersten Bürgermeister. Großen Kummer bereitete ihm vor allem die Angelegenheit der Stiftung, die der Wohltäter der Gemeinde, Georg Ludwig von Seinsheim der Ältere, der ein Jahr nach Beginn der Amtszeit Groes (1591) verstorben war, den Armen der Gemeinde zugedacht hatte. Es belief sich auf die Summe von 11 000 fl., über deren Verwendung seine Gattin leßlich bestimmen sollte. Noch zu Lebzeiten ihres Gemahls hatte sie solches getan, und zwar in einer leßtvilligen Anordnung vom 8. Februar 1582. Leider enthielt diese Urkunde die Bestimmung, daß die Freifrau das Recht habe, durch etwaige spätere Urkunden anders über diese Summe zu verfügen. Und siehe, als sie im Jahre 1601 in Ansbach starb, da fand sich ein Testament vom 22. November 1593, das das ganze Geld den Armen von Ansbach und Umgebung zusprach. Nach Ansicht des Marktbreiter Bürgermeisters, der natürlich diese letzte Anordnung mit großer Aufregung erfuhr, war sie ungültig, da das Geld nicht von der Frau, sondern von Georg Ludwig selbst herrührte und dieser bestimmt hatte: „Es ist mein Will, daß meine liebe Hausfrau mit dem, so ihr (von dem, was von mir selbst herrührt) verbleibt, fürnehmlich die Armen bedenken soll. Doch soll sie freie Hand haben, wer ihr Gutes tut, zu geben, soviel sie will.“ Mithin war es der Wille des verstorbenen Herrn, daß wenigstens ein Teil seines Nachlasses den Armen zugute kommen sollte, und wie der Zusammenhang dargetat, meinte er damit vor allem die Marktbreiter Armen.

Aus dieser Auffassung heraus flagte Nikolaus Groe im Namen der Gemeinde und aus Liebe zu den Armen, indem er das zweite Testament der Freifrau anslocht. Der Prozeß dauerte viele Jahrzehnte; Groe erlebte sein Ende nicht. Leider muß hier zugefügt werden, daß der Klage der Erfolg versagt war.

Noch schlimmer war eine Angelegenheit, die Georg Ludwigs Nachfolger, der ebenfalls Georg Ludwig von Seinsheim heißt und zur einfacheren Kennzeichnung als „Der Jüngere“ bezeichnet wird, verschuldet hatte. Er war ein Verwandter des kinderlos verstorbenen älteren Ludwig und erbte nach dessen Tod (1591) die Herrschaft. Er „lebte“ aber über seine Verhältnisse und machte bei einem Würzburger Kaufmann namens J. Hellmuth Schulden im Betrage von beinahe 5500 Gulden. Im Jahre 1599 starb er und hinterließ seinem Sohne Johann Erkinger von Seinsheim die Herrschaft und — die Schulden.

Dieser wollte die Schulden auch wirklich abtragen und verpfändete dem Gläubiger seine Marktbreiter Gefälle in der Höhe von über 1000 Gulden auf 5 Jahre. Der Kaufmann Hellmuth verlangte nun von der Gemeinde Marktbreit die Mitunterzeichnung dieser Verpfändung. Schulteis Groe war in großer Bedrängnis. Sein Gerechtigkeitssinn sagte ihm, er — oder der 2. Bürgermeister Joh. Rüdinger — müsse unterzeichnen, denn es komme dem Gläubiger zu, eine vollwertige Bürgschaft in der Hand zu haben. Andererseits befürchtete er, die Unterzeichnung könne schlimme Folgen für die Stadt haben. Er war nicht umsonst Rechtsgelehrter — er hatte gleich seinem ältesten Sohne die Rechte studiert — um zu wissen, daß die Unterschrift umgedeutet werden könne, als erkenne sich die Gemeinde als Selbstschuldner an. Nach langem Befragen und Überlegen entschloß er sich, wohl zu unterzeichnen, dabei aber den Vorbehalt zu machen, daß sich die Gemeinde hierdurch keineswegs als Bürger und Selbstschuldner erachte. Diese Unterschrift leisteten der Rat und der Bürgermeister Rüdinger auf Anraten Groes am 22. Februar des Jahres 1602. Sie brachte große Not und Sorge über die Stadt, wie wir gleich sehen werden. Bereits im kommenden Jahre (1603) zog der Freiherr wie üblich seine Gefälle ein, verwandte sie aber nicht zur Minderung seiner Schulden, sondern zu anderen Dingen; der Gläubiger aber forderte die Abschlagszahlung ebenfalls von Marktbreit. Gegen eine solche Auslegung des Vertrages legte Nikolaus Groe sofort ernsteste Verwahrung ein. Bis 1606 erhielt der Kaufmann Hellmuth weder von Marktbreit noch von dem eigentlichen Schuldner einen Heller. Darum verklagte er nun die Stadt Marktbreit bei dem kaiserlichen Hofgericht in Rottweil.

Auch dieser zweite Prozeß zog sich ungemein in die Länge und verursachte dem Bürgermeister viel Kummer und Kopfweh, um so mehr, als manche Bürger ihm in diesem Falle einen Teil der Schuld zuschrieben. Sie sagten, nicht ganz mit Unrecht, er hätte 1602 die verhängnisvolle Unterschrift nicht anraten und nicht zulassen dürfen.

Zu all diesen Nöten von innen kamen noch solche von außen, und diese waren sogar noch weit bedenklicher als die aus dem Leben der Stadt selbst. Der Reichstag zu Regensburg, der im Jahre 1608 versammelt gewesen war, hatte nicht nur zu keinem friedlichen und befriedigenden Ergebnis geführt, sondern eine ganz bedenkliche Spannung zwischen den protestantischen und katholischen Reichsständen offenbar werden lassen. Die katholischen Stände verlangten auf diesem Reichstage, daß alle seit 1555 eingezogenen Kirchengüter der katholischen Kirche zurückgegeben werden müßten. Über die Berechtigung dieser Forderung entstand zwischen den Protestanten und den Katholiken ein derartiger Streit, daß die bedeutendsten protestantischen Fürsten den Reichstag verließen; die Südtiroler

deutschen darunter schlossen zu Alhausen an der Wörnitz einen Bund, den sie Union nannten. Als Führer wählten sie den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz. Hiergegen schlossen sich auch die katholischen Stände, die Bischöfe und Fürsten zusammen und gründeten (1609) zu München ein Bündnis, Liga genannt. Ihr Haupt war Maximilian I. von Wittelsbach. Wer die Zeichen der Zeit verstand, der wußte, daß diese beiden Bündnisse, die sich nach und nach noch durch Beitritt norddeutscher Fürsten verstärkten, nicht zur Abhaltung geselliger Veranstaltungen, sondern zum Messen der Kräfte zusammengefunden hatten. Was sollte daraus werden?

Und richtig, bereits im April des Jahres 1610 kamen katholische Truppen, die zum Rheine wollten. Ihr Erscheinen löste im Marktflecken große Bestürzung aus. Die Glieder des Rates samt den Bürgermeistern deuteten das Ereignis, wie es gedeutet werden mußte. Die Heerhaufen der gegnerischen Lager bildeten sich. Wohl gingen die Gewehre noch nicht los. Aber man wußte ja aus Erfahrung und den Erzählungen der Eltern, daß es nur eines geringen Anstoßes oder Anlasses bedurfte, um die Lawine ins Rollen zu bringen und die Greuel eines Krieges zu entfesseln, wenn die Truppen kriegsbereit gerüstet sind.

Darum mußte der Bürgermeister Vorsorge für den Schutz der Stadt treffen, daß sie nicht etwa über Nacht von Feinden überrascht werde. Er ließ in der ganzen Stadt Umfrage halten, ob männlich mit Pulver und Blei versehen sei. Alsdann ließ er alle Bürgersöhne und Handwerksgesellen auf das Rathaus kommen und erklärte ihnen die Lage, in der sich das deutsche Volk befand. Die Jünglinge begriffen es wohl. Darum forderte er sie auf, ihm die Hand zu geben zum Zeichen eines heiligen Gelübdes, daß sie bereit seien, im Falle der Not und der Notwendigkeit den Flecken verteidigen zu helfen. Das taten sie alle freudig und bereitwillig.

Nur eins fehlte noch, ein Mann, der etwas von Krieg und Heeresführung, Belagerung und Verteidigung versteht. Er durchsuchte in Gedanken das ganze Städtchen und fand viele brave, tapfere und zuverlässige Leute, aber keinen, der von der Kriegskunst mehr verstand als er selbst. Was ist aber ein Haufen ohne Führung, ein Heer ohne Oberbefehl.

Da kam dem Bürgermeister plötzlich wie eine Erleuchtung vom Himmel eine Lösung. Ei, natürlich gab es einen, der die Führung übernehmen konnte. Wohl war dieser eine nicht in Marktbreit; aber er war von Marktbreit. Und das war kein anderer als Nikolaus Groes zweiter Sohn, der Wolfgang. Seit beinahe 10 Jahren war er nun in Berlin und hatte sich dort beim Heeresdienst ganz ungewöhnliche Ehren erworben. Wenn er auch noch jung war — er zählte noch keine 30 Jahre — seine Tüchtigkeit mußte ersehen, was ihm an Alter abging. Und daß man seinen Befehlen folgte, dafür würde er, der Vater, der Schultheiß, schon zu sorgen wissen. —

In der nächsten Ratsversammlung gab es wieder der Sorgen mehr als genug. Es drohte ja die Acht, der Ausschluß der Stadt aus dem ganzen weltlichen Leben, der Ausschluß aus Handel und Wandel, wenn der Schuldenprozeß mit Hellmuth verloren ging; es drohte der Krieg.

Da galt es zu sparen, wo sparen nur möglich war. Der Bürgermeister schlug vor, es möchten von jetzt ab die Gastmähler, die seit altersher in Gegenwart des Rates, der Kirchen- und Schuldiener, der Musikanten und

vieler anderer auf dem Rathause am Neujahr, am 2. Oster- und am 2. Pfingstfeiertage abgehalten wurden, eingestellt werden.

Der Vorschlag fand bei den meisten Ratsmännern Zustimmung.

Nachdem noch eine Reihe von anderen Dingen besprochen war, berichtete Nikolaus Groe über seinen Plan der Verteidigung der Stadt im Kriegsfall. Viele der Ratsmitglieder hatten schon ähnliche Sorgen gefühlt wie er. Und sie batzen ihn darum dringend, ja so bald als nur möglich den Sohn von Berlin heimzurufen, damit die Stadt nicht wehrlos sei, wenn Not an den Mann gehe.

Bereits am nächsten Tage ging der Brief an Wolfgang Groe ab und wurde durch Extraboten befördert, damit er ja ohne Säumen ankomme.

(Schluß folgt.)

Terientage im fränkischen Pfarrhaus

Heimat- und Jugendinnerungen
von Walther Breitung (Schweinfurt), München

Ich wandere durch sommergrünen Buchenwald, auf einem grasverwachsenen Weg, oben am Berghöhenrande. Zur Rechten habe ich fortwährend den dämmernden Hochwald, die schweren, tiefen Forste, deren einsame Reviere sich weit über die Berggrücken hinüber nach Osten erstrecken. Zur Linken sinkt der Blick durch die Lücken der Bäume hinunter in ein fruchtgesegnetes Land, in den Sommergarten einer reichen Ebene, die mit Blumenheiden und Wiesenwellen, wogenden Getreidefluren und Obsthainen wie ein kostlich gewirkter Teppich sich in die Ferne breitet. Altersgraue Landstädtchen, von Mauern umgärtet, mit Türmen und Toren bewehrt, grüßen, wie kleine Merianbilder, aus goldenen Ahrenfeldern heraus. Weit draußen, durch dunstige Lichtschleier, blitzt zuweilen ein silbern gewundener Streif: Unter Weinbürgeln und Kapellen, unter Kreuzwegstufen und Linden, fließt dort der heitere Strom des lieblichen Landes.

Es ist eine kostliche Wanderung, ein Höhengang, fast immer am Steilrand der Landstufe hin, von Süden nach Norden, nahezu zwei Tage während. Eine Bergstraße in Franken. Sie führt vorüber an lieudumflungenen Burgen- und Ruinenstätten, an wipfelüberrauchten Forsthäusern; an verrufenen Stellen, wo Bildtafeln an den Bäumen hängen, vom Waldgeheimnis umwoben verwitterte Marteräulen ragen oder ergraute Kreuzsteine stehn mit den kaum noch leserlichen Runen verblasster Inschriften. Da ziehen oft schnurgerade, einsame Schneisen, von teppichdichtem Gras bedeckt, aus den Tiefen der Waldgeräumte heraus: Das sind die sagenumraunten „Hochstraßen“, frühere Kriegs- und Handelswege, die, Täler und Flüsse meidend, über die Rücken und Kämme der Waldberge verließen und deren Dasein bis ins Dämmerdunkel der Vorzeit hinuntertaucht.

Der erste Tag meiner Wanderschaft neigt sich schon zu Ende. Mit sattem Gold sinkt das scheidende Tageslicht durch die smaragdene Laubwölbung. Innen, im Saal der Buchen und Fichten, prägt die Abend-